



Zehn „goldene Regeln“ zum Schreiben einer (ersten) wissenschaftlichen Arbeit

von Tom Mannewitz

Die erste wissenschaftliche Arbeit hat es in sich: Planung, Selbstorganisation, Methodenlernen und -anwendung, Umsetzung von Arbeitstechniken, Auswahl eines Themas, Absprache mit einer/einem Betreuenden – das sind die Herausforderungen, die sich für viele hier zum ersten Mal stellen, zumindest in dieser geballten Form. Darum nehmen viele Student*innen dankbar Methodenlehrbücher zur Hand, desgleichen Lektüre zu Arbeitstechniken, die etwa über die Literaturrecherche, das Exzerpieren und das Schreiben eines Literaturverzeichnisses informieren. Die zehn „goldenen Regeln“ sind wiederum eine Reihe augenzwinkernder, gleichwohl praktischer Hinweise für die erste Arbeit im Studium, die selten in Vorlesungen oder Methodenlehrbüchern vermittelt werden. Sie richten sich vor allem, aber nicht ausschließlich, an Nachwuchswissenschaftler*innen sozialwissenschaftlicher Disziplinen.

1. Finden Sie heraus, wann, wo und wie Sie produktiv sind!

Den wenigsten Menschen gelingt es, von 9 bis 17 Uhr produktiv zu bleiben, egal wo sie gerade sind. Die Stunden vor dem Mittagessen (Unterzuckerung) und danach („Suppen-Koma“) gehen meist schleppend voran – meist, aber nicht immer und bei allen. Beobachten Sie sich rechtzeitig, wann, wie und in welchem Rhythmus Sie produktiv sind – und wo. Manche „Lerche“ will bis zum späten Nachmittag fertig sein, dafür morgens um 7 beginnen; manche „Eule“ wird erst in der Dämmerung produktiv, kommt aber morgens nicht aus den Federn. Der einen ist die Arbeit zu Haus ein Graus (Stichwort: Prokrastination); der andere findet in der Bibliothek keine Ruhe. Schließlich: Manchmal braucht es den Schlussdruck, um schreiben zu können, manchmal lähmt er. Überlassen Sie die Arbeitsmodalitäten nicht dem Zufall. Dafür müssen Sie üben. Einen „Flow“ sollten Sie niemals unterbrechen.

2. Gliedern Sie – am Anfang!

Eine durchdachte Gliederung ist ein wertvoller Kompass, sollten Sie während der Lektüre der Forschungsliteratur, beim „Ausmisten“ Ihrer Kapitel oder der Datenanalyse den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen. Fragen Sie sich: Ist das, was Sie gerade zu schreiben oder zu löschen beabsichtigen, notwendig für Ihre Argumentation, für die Antwort auf Ihre Leitfrage oder die Hypothesenprüfung? Die Gliederung weist den Weg – sofern anfangs nicht „hingeschludert“, sondern vor mehreren prüfenden Blicken (auch denen des/der Betreuenden und anderer Kommiliton*innen) bewährt. Eine Gliederung muss eine gewisse Verbindlichkeit haben, darf allerdings kein Korsett sein. Neue Kapitelüberschriften, umgesetzte Kapitel, gelöschte Abschnitte sind – manchmal – eben doch der Weisheit letzter Schluss. Versehen Sie die einzelnen Gliederungspunkte überdies mit voraussichtlichen Seitenzahlen. Ein Abgleich von Soll und Ist im Zuge der Schreibarbeit kann neue Kräfte freisetzen. Schließlich: Gliedern Sie nicht nur Ihren Text, sondern auch Ihren Arbeitsprozess: Etappenziele mit realistischen Fristen, sogenannte „Meilensteine“, spenden Orientierung (vorher) und Motivation (nachher).

3. Suchen Sie, bevor Sie fragen!

In Abwandlung eines Zitats von John F. Kennedy (vgl. <https://www.jfklibrary.org/learn/about-jfk/historic-speeches/inaugural-address>) gilt für das Schreiben einer Qualifikationsarbeit: Fragen Sie nicht, was Ihr*e Betreuer*in für Sie tun kann – fragen Sie sich, was Sie (nicht für sie/ihn) tun können! Klemmt es an einer Stelle – bei

der Literaturrecherche, beim Finden einer geeigneten Leitfrage, beim Suchen nach der passenden Methode –, geben Sie nicht auf. Ihr*e Betreuer*in mag die Antwort auf Ihre Fragen haben und Ihnen Zeit ersparen können. Aber Ziel einer Qualifikationsarbeit ist nicht nur, sie abzugeben, sondern sie auch eigenständig zu verfassen. „Ich finde nichts“ und „Es gibt nichts“ sind Ausreden. Ziehen Sie – vor einer Beratung – alle Register. Sie sollten eine überzeugende Antwort auf die Frage wissen, was Sie in Angriff genommen haben, um Ihr Problem zu lösen.

4. Schreiben Sie los!

Selbst wenn es unterschiedliche Modelle des Schreibens geben mag, so eint doch die meisten (Nachwuchs-) Wissenschaftler*innen gerade zu Beginn eine gewisse Schreibhemmung. Die Angst vor falschen Gedankengängen, das Ringen um das treffende (erste) Wort, die Furcht, nicht ausreichend in die Materie eingedrungen zu sein (überschießender Perfektionismus) – das sind häufige Ursachen. Aus meiner Erfahrung gibt es nur eine Lösung dafür: Fangen Sie an! Kein Text wird in seiner ursprünglichen Form abgeliefert. Es gehört zum Schreibprozess dazu, mehrfach „drüberzugehen“, Textbausteine zu verschieben, Formulierungen zu ändern. Ja, selbst das Löschen ganzer Seiten ist selbstverständlicher Bestandteil der Textproduktion (sofern diese in einer eigenen Datei zur Sicherheit abgespeichert sind). Das „Losschreiben“ mag sich anfühlen wie der sprichwörtliche Sprung ins kalte Wasser, aber je mehr Text Sie haben, umso leichter geht Ihnen (in der Regel) jede weitere Zeile von der Hand – umso mehr Angst verlieren Sie, umso sorgloser verändern und löschen Sie. Selbst wenn Sie zu Beginn mit Ihrem Text unzufrieden sind – er ist nicht nur Ergebnis und Dokument Ihres Schaffens, sondern hilft Ihnen auch, Ihre Gedanken zu ordnen, Fehler aufzuspüren, Lücken zu füllen.

5. Verlangen Sie sich eine luzide Sprache ab!

Ein sozialwissenschaftliches Fach zu studieren heißt: lesen, lesen, lesen. Und: schreiben, schreiben, schreiben. Nehmen Sie die Gebote guter Sprache frühzeitig ernst, profitieren Sie umso länger davon. Sie verhelfen damit nicht nur der Transparenz und der Lesefreude zu ihrer Geltung, sondern auch Ihrer Argumentation. Wenig filtert die schlammgraue Gedankensuppe so wie das ge-



© pixabay 2020, Foto: Gert Altmann

schriebene Wort: Klare Sprache setzt klare Gedanken voraus. Ungereimtheiten, „Holzwege“ und Fehlschlüsse müssen häufig nicht nur gedacht und gesprochen sein, sondern auch schwarz auf weiß stehen, damit sie zutage treten. Die Wertschätzung der Sprache ist mithin auch ein Dienst an Ihnen, weil sie den Geist diszipliniert. Einem eigenen Stil steht diese Maxime nicht entgegen: „Die Meister dürfen die Formen durchbrechen. Gesellen tun gut daran, sie zu wahren, und Lehrlinge sollten sie lernen“, so der langjährige Zeit-Journalist Rudolf Walter Leonhardt (zit. n. Schneider 2001: 220).

6. Vertreten Sie einen Standpunkt!

Keine*n gute*n Wissenschaftler*in grämt es, wenn ein*e andere*r einen gegenteiligen Standpunkt vertritt und begründet. Das gilt auch für das Verhältnis zwischen Ihrer Betreuenden und Ihnen. Lobhudelei sowie übermäßiges Zitieren des eigenen Gutachters sind keine Ruhmesblätter. Einen eigenen wissenschaftlichen Standpunkt – selbstbewusst, aber nicht störrisch – zu vertreten, heißt im metaphorischen Sinne „Denken ohne Geländer“ (Arendt 2019). Formale Einheitlichkeit, ein gutes Verhältnis zur Betreuenden, ein hervorragend aufgearbeiteter Forschungsstand oder eine überzeugende Methodik – nichts davon taugt als Substitut für intellektuelle Selbstständigkeit. Wer dem Betreuer vorhält: „Kürzlich trugen Sie mir noch das Gegenteil auf...“, mag dann und wann im Recht sein, gibt aber keine gute Figur ab. Die meisten Gutachter*innen freut mit Originalität gepaarte Selbstständigkeit bei ihren Eleven – freilich nicht allein um der Originalität willen. Nicht zuletzt ist dies ein Zeugnis wissenschaftlicher Reife.

7. Überwinden Sie das „Tal der Tränen“!

Mit hoher Sicherheit wird es kommen, das „Tal der Tränen“: eine Zeit der Saft- und Kraftlosigkeit, meist inmitten der Arbeit. Das ungewohnte – und zuweilen als endlos empfundene – Dasein als Einzelkämpfer*in, die steile Lernkurve, die vielen Seiten, Zeitdruck – selbst gestandene Wissenschaftler*innen können Ihnen davon berichten. Es kündigt sich nicht an und hat manche Arbeit zu Fall gebracht. Gehen Sie darum, bevor Sie zu schreiben beginnen, in sich und fragen: Was hat mir bisher geholfen, Motivationslöcher zu überwinden? Suchen Sie Leidensgenoss*innen auf (siehe Gebot 8),

legen Sie eine Auszeit ein (sofern es die Umstände erlauben), teilen Sie die Arbeit in kleine Portionen (z. B. täglich mindestens eine Seite zu Papier bringen) und/oder schließen Sie sich ein.

8. Tun Sie sich mit Ihresgleichen zusammen!

Die Regel könnte auch heißen: „Geteiltes Leid ist halbes Leid.“ Treffen Sie sich regelmäßig mit Kommiliton*innen, die gleichfalls eine Seminar-, Bachelor- oder Masterarbeit bzw. eine Promotionschrift verfassen – und zwar im formellen wie informellen Rahmen. Damit schlagen Sie mehr als zwei Fliegen mit einer Klappe. Im Kolloquium stellen Sie Ihre Studie – ernstzunehmender! – Kritik. Zugleich (siehe Gebot 6): Gehorsam verbietet sich. Sie sind Herr*in über Ihre Arbeit und entscheiden darüber, welcher Rat Berücksichtigung verdient. Nehmen Sie auch die Texte anderer unter die Lupe. Ihre Leidensgenoss*innen gewähren Ihnen einen Einblick in ungekannte Methoden, unkonventionelle Interpretationen, findige Lösungen, von denen Ihre Studie womöglich profitiert. Das Kritisieren zu üben und es von anderen zu hören, schult überdies die Urteilskraft. Was den informellen Rahmen angeht: Zum regen Austausch gehört nicht nur das Professionelle, sondern auch das Persönliche. Andere laborieren gleichfalls im „stillen Kämmerlein“ vor sich hin. Wer das weiß, erträgt das eigene Leid leichter – und gönnt sich Phasen der Entspannung: Muße inspiriert zu Muse!

9. Wertschätzen Sie Manöverkritik!

Es versteht sich von selbst, „work in progress“ der Außenwelt vorzulegen. Das gebietet der gesunde Menschenverstand, denn davon kann „Bestehen oder Nichtbestehen“ abhängen. Wenig Berücksichtigung erfährt demgegenüber die Manöverkritik in den Gutachten und im Abschlusskolloquium (als Verteidigung der eigenen Arbeit leider nicht an allen Instituten gefordert). „Warum auch“, mag der Einwand lauten, „schließlich steht die Note (meist) schon fest“. Eine solche Einstellung ist tadelnswert, spricht sie doch gegen jene selbstkritische Position, die der Falsifikationismus der empirischen Wissenschaft nahelegt. Außerdem zeugt sie von einer eingengten Sicht auf die wissenschaftliche Qualifikation: Einzelne Monita weisen womöglich über die Arbeit hinaus, betreffen Ihre generelle Herangehensweise. Lesen Sie darum nicht nur aufmerksam die Gutachten (von vorn

nach hinten, nicht umgekehrt), sondern bitten Sie auch um ein Gespräch – unabhängig von der Note: Nach dem Projekt ist vor dem Projekt!

10. Keine Regel ohne Ausnahme!

Regeln, wie hier beschrieben, sollen Orientierung geben, nicht einschnüren. Verstehen Sie sie als aus der Praxis gewonnene Hilfen – wenn Sie eigene finden, umso besser. Zudem: Nicht aus jedem Studenten geht ein glänzender Stilist hervor, manche*r arbeitet gern im stillen Kämmerlein, kennt das „Tal der Tränen“ nur vom Hörensagen (oder doch nicht?). Und eine anfangs formulierte Gliederung empfindet die eine oder andere als hemmend. Die „Regeln“ sind darum wohl weniger „Regelwerk“ als Ratschläge. Sie sollen anregen, nicht die Initiative erdröseln.

Literatur

Arendt, Hannah (2019): Denken ohne Geländer. Texte und Briefe, 10. Aufl., München: Piper Verlag.

John F. Kennedy Presidential Library and Museum (o.J.): Inaugural Address, January 20, 1961, unter: <https://www.jfklibrary.org/learn/about-jfk/historic-speeches/inaugural-address> (letzter Zugriff am 24.8.2020).

Schneider, Wolf (2001): Deutsch für Profis. Wege zu gutem Stil, 17. Aufl., München: Goldmann Verlag.



© privat

Der Autor

Tom Mannewitz hat Politik- und Kommunikationswissenschaft an der TU Dresden studiert. Seit 2014 lehrt er politikwissenschaftliche Forschungsmethoden an der TU Chemnitz. Er forscht zu den Themen Demokratie, Populismus und Extremismus sowie zu den Methoden und Arbeitstechniken der Sozialforschung. Vor Kurzem erschien von ihm „Das erste Forschungsprojekt. Karte und Kompass für junge Politik- und SozialwissenschaftlerInnen“ im Nomos Verlag.